

Frank Tiss
Rua F. A. da Conceição, 853
N.S. de Fátima
69880-000 Eirunepé/AM
Brasilien
f.tiss@click21.com.br

Eirunepé, im November 2006

*Fürchte dich nicht, denn ich habe dich
erlöst; ich habe dich bei deinem Namen
gerufen.
Jes 43, 1*



Kulina-Mädchen mit ihren Zwergaffen

Liebe Freunde, liebe Bekannte!

Um in eines der Dörfer der Kulina zu gelangen, brauchen wir mit unserem schnelleren, kleinen Aluminiumboot mit Außenboard-Motor ein bis zwei Tage. Mit dem größeren Holzboot sind wir auch mal vier Tage unterwegs. Von Eirunepé aus beginnt die Fahrt auf dem Hauptstrom, dem Juruá-Fluß. Er entspringt im peruanischen Regenwald am Fuße der Anden und zieht sich durch Amazonien, bis er in einen Zustrom des Amazonas mündet. Bei Niedrigwasser folgen wir jeder Flußbiegung in seiner weitesten Ausdehnung. Die sich großzügig durchs flache Waldland schlingernden Flüsse zwingen in dieser Jahreszeit die Reisenden, den doppelten Weg im Verhältnis zur Luftlinie zurückzulegen. In der Regenzeit, wie sie auch jetzt gerade wieder einsetzt, werden Teile des Waldes von den gewaltigen Wassermassen überflutet, was dem Erfahrenen alternative Wege auftut. Mit einem kleinen Boot kann man jetzt stundenlang im überschwemmten Wald zwischen Bäumen hindurch fahren, um die ausladenden Flußkurven abzukürzen. So gelangen wir auch auf Altarme, fischreiche, riesige Seen.

Ins Ufer des Juruá sind in großen Abständen die kleinen Siedlungen ehemaliger Gummisammler gebaut. Wo auch immer wir eine halbe Stunde vor dem abrupt einsetzenden Sonnenuntergang sind, bitten wir, gleich allen Reisenden, die hier mit offenen Booten unterwegs sind, bei den Bewohner dieser kleinen Häuser um einen Platz, an dem wir zur Nacht unsere Hängematten aufhängen können.

Die Kulina retteten sich einst vor den „Weißen“ in die schwer zugänglichen schmalen Nebenflüsse des Juruá, so daß auch unsere Fahrten früher oder später diesen breiten Strom verlassen.

Die meisten der Nebenflüsse sind an ihren Unterläufen kaum besiedelt. Stundenlang kann man unterwegs sein, ohne auf andere Menschen zu treffen. An den Ufern der Flüsse beginnt sofort der dichte Regenwald, zu allen Seiten und weit nach oben mit Vegetation in allen Größen. Kaum ein Kubikmeter über der Erde ist unbelebt. Wo nicht Stämme und Blätter den Raum ausfüllen, leben Welten von Insekten, Spinnentiere, Vögel. Dazu kommen kleine und größere Reptilien und, in geringerer Zahl, die Säugetiere.

Schließlich treten als große Lichtungen an den Oberläufen der kleinen Nebenflüsse die Dörfer der Kulina in Erscheinung. Wir überraschen diese Bewohner des Waldes nicht, unser Motorengeräusch kündigt ihrem sensiblen Gehör unsere Ankunft eine halbe oder gar eine Stunde vorher an.

Die Kulina verändern nur das kleine Stück des Regenwaldes, das sie zum Wohnen und Bepflanzen brauchen. Wo ein Dorf einmal ganz verlassen wird, hat es sich der Wald in wenigen Jahren wieder vollständig einverleibt. Diese Menschen nehmen sich nicht viel - in Relation zur Körpergröße sogar entschieden weniger als manche Tiere. Die dreidimensionalen Trichter- und Raumnetze einiger Spinnenarten z.B. besetzen für sie allein einen verhältnismäßig enorm großen Platz. Oder eine einzige Blattschneiderameisen-Kolonie befördert für den Bau ihres unterirdischen Nestes bis zu mehrere Tonnen Erdreich an die Erdoberfläche.

Keinerlei Intentionen haben die Kulina, den Wald zu beherrschen, weder in ihrem Handeln, noch in ihrem Denken. Alle, Mensch, Tier und Pflanze, leben *in* dem gleichen Regenwald und *von* dem gleichen Regenwald. Ein jeder verändert den Wald, aber nur soviel, wie es für sein Überleben notwendig ist. So ist der Mensch hier tatsächlich Teil der Natur, in seinem Verhalten wie in seiner Lebensauffassung. Immer muß etwas weichen, damit man selbst leben kann. Ganz unsentimental fällen die Kulina einen Jahrzehnte alten Baum, um sich aus seinem Stamm ein Kanu herauszuschlagen. Ohne Hemmungen oder Schuldgefühle erlegen sie wilde Tiere zum anschließenden Verzehr (entgegen der romantischen Verallgemeinerung, daß alle Indianer gefällte Bäume oder erlegte Tiere dafür um Verzeihung bitten würden). Sie leben dabei aber in dem ständigen Bewußtsein, daß immer auch sie selbst es sein können, die weichen müssen. Jederzeit

kann es z.B. zu einer ungewollten Begegnung mit den selbst für trainierte Augen noch schwer wahrnehmbaren Giftschlangen kommen.

Ein Überlegenheitsgefühl gegenüber der Natur kennen sie nicht, noch eine große Distanz. Ganz ungehemmt vergleichen Sie sich selbst mit dem Weißlippen-Pecari (der größten hiesigen Wildschwein-Art), wenn sie die starke wie die schwache Seite ihrer Kultur erklären wollen: ein Kulina allein sei wie ein einsam durch den Wald irrendes Weißlippen-Pecari, still, scheu und eher wehrlos, eine leichte Beute. Wo diese Tiere aber als Horde mit an die 100 Individuen erscheinen, müsse man sich sehr in acht nehmen, denn sie hielten perfekt zusammen und handelten koordiniert, wobei die stärkeren die schwächeren schützten. Die traditionell halb-nomadischen Kulina sind bis heute nicht richtig seßhaft, sondern verbringen gelegentlich Wochen oder Monate in einem anderen Kulina-Dorf - so wie die Weißlippen-Pecaris, die keine festen Reviere hätten, sondern immer weiter durch den Wald zögen. Ferner wird noch als Ähnlichkeit mit den Kulina betont, daß sie sich unaufhörlich miteinander kommunizierten. Die einen wie die anderen „reden“ eigentlich nur dann nicht mehr miteinander, wenn sie schlafen.

Für moderne kommerzielle Tierhaltung sind die Kulina völlig ungeeignet. Wird bei der Jagd versehentlich ein Muttertier mit Jungem erlegt, dann wird das Kleine selbstverständlich mit ins Dorf gebracht und von der Familie des Jägers großgezogen. Andere Jungtiere werden bei Streifzügen aufgestöbert. Was man hat, wird mit diesen Tieren geteilt. Ich kannte eine junge, stillende Mutter, die nebenbei ein Wildkatzen-Baby an ihrer Brust nährte. Die meisten dieser Tiere werden zu Spielkameraden der Kinder, wie Affen, Papageien-Vögel oder Schildkröten. Andere machen sich als Bewacher ihres Hauses nützlich. Ein Trompetenvogel etwa stößt bei Annäherung von Unbekannten trompetenartige Geräusche hervor. Viele weitere Tiere leben einfach nebenher mit. Aber für sie alle gilt: einmal von den Kulina großgezogen und mit einem Namen gerufen, kommt es den Indigenen nicht mehr in den Sinn, diese Tiere zu verspeisen. Einige Kulina haben früher mal begonnen, Rinder in ganz geringer Zahl (höchstens ein bis zwei pro Familie) zu halten. Die dafür zunächst gezogenen Zäune wurden bald vernachlässigt und schließlich für anderes verwendet: die Kulina konnten es nicht aushalten, daß ihre neuen Haustiere so weit weg von ihnen die gefährlichen Nächte verbringen sollten - auch wenn ansonsten alle Rinder Amazoniens auf Weiden schlafen. Seitdem ruhen die Kühe einfach zwischen den Häusern. Es sind erstaunlich zahme Rinder. Nicht selten kommen sie an die offenen Küchenvorbauten, um sich schnell eine Maniok-Knolle herauszuziehen. Nur mit dem eigentlichen Nutzen, an den ursprünglich gedacht war, ist es schwierig: selbst bei Nahrungsknappheit bringt es kaum ein Kulina fertig, ein Tier zu schlachten. Ein Ausweg ist der Verkauf lebender Tiere an Nicht-Indianer. Die meisten Rinder der Kulina scheinen aber, wenn überhaupt, dann eines natürlichen Todes zu sterben.

Es gibt also keine intensive Tiernutzung bei den Kulina. Auch auf ihren Feldern bauen sie nur so viel an, wie sie zu einer guten und ausgewogenen Ernährung brauchen. Daß sie dann noch nicht einmal die Naturressourcen wie Holz oder Fisch kommerziell ausbeuten, läßt für sehr viele Brasilianer und sonstige westlich geprägte Menschen nur eine Erklärung zu: die Indianer sind dumm und faul. Das höre ich, und das kommt auch ihnen zu Ohren. Und das führen auch viele Holzfäller und Fischer als Rechtfertigung dafür an, daß sie indianisches Gebiet illegal auszubeuten versuchen: die Kulina selbst verstünden es ja nicht, den natürlichen Reichtum zu nutzen.

Wer aber tatsächlich dumm und denkfaul ist, darüber lehrt uns die jüngste Weltgeschichte etwas anderes. Menschen wie die Kulina zeigen, daß der Mensch in der Lage war und ist, bessere Wege zu gehen als den apokalyptischen der Konsumenten- und deren Zulieferer-Staaten.

Ein Vergleich von Satelliten-Fotos der letzten Jahre zeigt es ganz deutlich: trotz aller Warnungen und Strafandrohungen geht die Zerstörung des Amazonas-Regenwaldes weiter. Doch gibt es einige Flecken auf diesen Bildern, an denen sich seit Jahren nichts verändert: es sind die offiziell vermessenen und ihren indigenen Bewohnern rechtlich zugesprochene Indianergebiete.

In Europa wecken die Kulina und ähnliche Kulturen vielleicht die Sehnsucht nach einem ausgewogeneren Weg mit der Natur. Aus der Nähe wahrgenommen lassen sie einen erleben, daß ich Mensch nichts dabei verliere, wenn ich meinen distanzierenden Hochmut gegenüber der Tier- und Pflanzenwelt hinter mir lasse und mich selbst als Geschöpf unter tausend anderen Geschöpfen wahrnehme - was nicht schwer ist, wenn man über längere Zeit unter dem Eindruck intakten Urwaldes steht. Er wirft einen zurück auf die eigene Geschöpflichkeit.

Es ist sehr befreiend, sich als Mensch nicht wichtiger zu nehmen, als man es im Ganzen der Schöpfung ist. Ehrfurcht und Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer müssen nicht erst eingeübt werden, sondern stellen sich von allein ein, werden zur natürlichen Haltung.

So helfen Kulturen wie die der Kulina zu entlarven, wie arm das Weltbeherrscher-Syndrom der jüdisch-christlich-muslimischen Tradition ist. „Macht Euch die Erde untertan“, das haben sie alle verstanden. Aber *wer* es ist, der dies dem Menschen sagte, und welche Grenzen damit gesetzt waren, das haben die meisten sehr schnell vergessen. Das Ergebnis ist eine verarmte einseitig materialistische Sicht des Lebens, die Ausrottung vieler Pflanzen und Tierarten, die Zerstörung ökologischer Systeme und schließlich eine sich anbahnende globale Katastrophe von unfaßbarem Ausmaß.

Die Kulina-Kultur wirft ein lebendiges Licht auf das, was die Bibel über das 1. Buch Mose mit dem Mensch als vermeintlich krönendem Abschluß hinaus außerdem über die Schöpfung erzählt, in der Geschichte vom Garten Eden. Hier soll der Mensch nicht herrschen, sondern bebauen und bewahren. Und dann soll er sehen, wieweit die Tiere ihm Partner sein können, und er soll ihnen Namen geben. Die meisten Tiernamen machen Aussagen über Aussehen, Wesen oder Verhalten seiner Namensträger. Tieren Namen zu verleihen setzt also voraus, sie zu kennen und in ihrem Wesen wahrnehmen zu können. Unmittelbare Nähe zu Gott und zu den Tieren gehen hier noch miteinander her. Erst, nachdem der Mensch die ihm als Geschöpf gesetzte Grenze überschreitet, entfremdet er sich von Gott und den Tieren, vergießt Blut, beginnt aus seinem Größenwahnsinn heraus maßlose Städte zu bauen und verliert damit schließlich auch die Verstehensvoraussetzungen selbst für seinesgleichen.

Jeden Fisch, jedes Säugetier, jeden Vogel nennen die Kulina bei seinem konkreten Tiernamen. Übergeordnete Worte für Tierfamilien oder -Ordnungen sind in ihrer Sprache nur spärlich zu finden. So gibt es weder ein allgemeines Wort für „Affe“ noch für „Krokodil“ oder „Ameise“: man kann in dieser Sprache nur über konkrete Affen-, Krokodil- oder Ameisen-Arten sprechen. „Ich habe einen Affen gesehen“ oder „Dahinten schwimmt ein Krokodil“ wären für die Kulina auch ganz unnütze Aussagen: was hat schon das kleine Totenkopffäffchen mit dem Brüllaffen gemein? Und ob es sich bei dem Reptil im Wasser um ein wenig aggressives, kleineres „weißes“ Krokodil oder um einen sechs Meter langen, auf Beute lauenden Schwarzen Kaiman handelt, fordert völlig andere Konsequenzen.

Der moderne, westlich geprägte Mensch erlebt sich in seiner umfassend manipulierten Welt aus Beton, Stahl, Kunststoff und Technologie mehr als Schöpfer denn als Geschöpf. Fast nur noch Fachleute wissen gut über die Natur bescheid, viele junge Erwachsene kommen bei ihrer Naturwahrnehmung kaum mehr über „Vogel“ oder „Baum“ hinaus. Die Natur in ihren Resten ist lediglich „Ressource“. Alles wird transformiert und beeinflusst, bis hin zu den Genen.

Konsequent fällt dem westlichen Menschen die spontane Verehrung einer Schöpfergottheit zunehmend schwerer.

Zum Tabu mußte er machen, was nicht zu ihm als einem gottähnlichen Schöpfer paßt: Tod und Sterben. Man bemüht sich, den Tod auszublenden. Längst kann man kaum mehr mit ihm umgehen. Wenn er eintritt, will man ihn schnell erledigen. So greift der westliche Mensch selbst angesichts des Todes noch auf seinen Materialismus zurück und deckt die innere Armut mit seinem materiellen Reichtum zu. Wenn einem sonst nichts einfällt, wird Geld ausgegeben. So gibt es Luxussärge, aufwendige Grabstätten und einen kostspieligen Grabpflege-Service.

Die Kulina wissen um Empfindlichkeit und Zerbrechlichkeit allen Lebens, der Pflanzen, der Tiere und ihrer selbst. Krankheit und Sterben werden als natürlich, als selbstverständlich zum Ganzen des Lebens dazugehörig angesehen. Ein Neugeborenes wird den Namen derjenigen Person bekommen, von der es nach der Geburt entgegengenommen und gebadet wird. Doch werden die Kleinsten noch viele Monate nicht bei ihrem Namen genannt, sondern lieber nur „Baby“ gerufen. Denn wen oder was man mit Namen nennt, davon schmerzt die Trennung noch mehr. Und man weiß, daß es schnell eintreten kann, daß Krankheit einen Säugling von einem fortnimmt.

Für die Kulina ist beim Tod eines Dorfmitglieds das Weinen das wichtigste. Männer und Frauen weinen, stundenlang, vom eingetretenen Tod bis zur Beisetzung im Grab. Idealerweise fehlt kein Dorfbewohner während des Begräbnisses. Der Leichnam wird mit Palmbältern umflochten oder in seine deckenartige Hängematte eingewickelt. Nach der Beisetzung wird das Weinen von Gesängen abgelöst.

Nur wenn sie in der Stadt einen Verwandten beerdigen müssen, fällt ihnen das Weinen schwer. Leider müssen immer häufiger Kulina und Kanamari auf Eirunepés engem städtischen Friedhof beerdigt werden. Das liegt zum einen daran, daß auf den Dörfern zunehmend mehr Bootsmotoren zur Verfügung stehen, so daß die Entscheidung, für einen Schwerkranken Hilfe in Eirunepés kleinem Krankenhaus zu suchen, leichter fällt als zu der Zeit, als man nicht wußte, wie lange der Transport dauern und ob der Kranke dann unterwegs um so schneller sterben würde. Gleichzeitig ist aber die öffentliche Gesundheitsversorgung in den letzten Jahren hier wieder stetig schlechter geworden. So verstirbt mancher Schwerkranker heute statt in seinem Dorf in der Stadt. Eine Beerdigung sollte in Brasilien aus hygienischen Gründen innerhalb von 24 Stunden stattfinden. Deshalb ist es meistens nicht möglich oder angebracht, den Leichnam zurück in sein Dorf zu bringen. Also wird in der Stadt beerdigt.

Irgendwann fragte ich betroffene Kulina, wie die Beerdigung ihres Verwandten in der Stadt eigentlich vollzogen wurde. Ihren Antworten nach schien irgendwie gar nichts weiter gemacht worden zu sein. Daraufhin bat ich die Mitarbeiter der Gesundheitsstation für Indianer, mich beim nächsten Todesfall hinzuzurufen, damit ich mir selbst ein Bild machen könnte. Was ich erlebte, war ein völlig wortloses Armenbegräbnis auf einem heruntergekommenen Friedhof. Niemand sagte oder machte irgend etwas, weder vor noch während der raschen Beisetzung. Kaum ein Kulina war präsent, obwohl eine größere Gruppe in der Stadt war. Die Verwandten, die anwesend waren, schienen jede Gefühls-Regung zu unterdrücken.

So bat ich, auch beim nächsten Mal frühzeitig informiert zu werden. Als es im April soweit war, bot ich an, die Beerdigung mitzugestalten. Alle waren sofort dafür. Die Kulina fühlten sich nicht frei, in

der ihnen fremden Umgebung sich ihrer Tradition gemäß vom Verstorbenen zu verabschieden. Abends ermutigte ich die Verwandten, im Gesundheitsposten Totenwache zu halten, zu weinen und zu reden. Im Dorf hätten sie Feuer gemacht und Öllämpchen aufgestellt, hier fanden sie Kerzen auch passend. Als am nächsten Tag der kleine Transportwagen vor der Tür des Gesundheitspostens stand, um den Sarg und die Verwandten zum Friedhof zu fahren, bestand ich darauf, zunächst noch eine Runde durch die Stadt zu den Orten zu machen, wo sich weitere Kulina aufhielten. Mit einer voll besetzten Ladefläche kamen wir schließlich beim Friedhof an. Dort las ich Psalmworte über die Vergänglichkeit allen Lebens, die auch die Kulina leicht nachvollziehen und bejahen können. Dann habe ich in ihrer Sprache eine kleine Auslegung dieser Worte gemacht. Wann anders habe ich auch einen ihrer Mythen vorgelesen. Oder ich spreche darüber, was sowohl ihre Überlieferung als auch die biblische für einen Zuspruch über den Tod hinaus machen. Auf zwei Sprachen beziehe ich mich auf zwei Religionen und versuche, an diesem einschneidenden Punkt beides zu einer kleinen Begegnung zu bringen.

Vier solcher „interreligiösen“ Beerdigungen habe ich dieses Jahr gemacht. Sowohl die Kulina als auch die Mitarbeiter des Gesundheitspostens waren jedes Mal dankbar für meine eigentlich ganz bescheidene Hilfe. Dabei sind meine Worte wahrscheinlich nicht das wichtigste, sondern daß die Indigenen nicht mehr unter dem Eindruck stehen, irgendwie am falschen Platz zu sein. Jedes Mal haben einige von ihnen auch am Grab weinen können.

In vielem ist genau das hier wohl unsere erste Aufgabe, den Kulina aus einer passiven Sprachlosigkeit herauszuhelfen, so daß sie überhaupt erst einmal ihr Leid zu beklagen in der Lage sind. Insbesondere, wo Diskriminierung und Ausnutzung im Spiel sind, standen die meisten Kulina, als wir sie kennenlernten, einfach nur sprachlos da, sei es im Kontakt mit Behörden oder im Krankenhaus. Hinsichtlich ihres Landes mußten sie erst einmal wissen, daß sie ein Recht darauf haben, um dann die Mißstände wahrnehmen und beklagen zu können.

Gemeinsam danach zu suchen, wie aus der zu beweïnenden Lage eine hoffnungsvolle werden kann, ist erst der zweite Schritt. Deutlich wird das jetzt wieder bei unseren Gesprächen auf den Dörfern über den zunehmenden Alkohol-Konsum. Die meisten halten den Schnaps spontan nur für ein Problem von einzelnen, oder beschränkt auf bestimmte Gelegenheiten.

Ausschlaggebend für ihr Wahrnehmen der Schwere des Problems scheint zu sein, daß ich ihnen zunächst das ganze Ausmaß ihres Alkohol-Konsums und all seiner Folgen für sie als Volk zusammenfassend vor Augen führe, über schwere soziale Zerrüttungen bis hin zum nicht mehr seltenen Tod durch Ertrinken. Danach ist dann ein ernsthafter Erfahrungs- und Ideen-Austausch möglich.

Solche Gespräche haben wir während unserer Aufenthalte in den Dörfern meistens am späteren Nachmittag, in kleineren bis größeren Runden auf dem aus Palmrinde gefertigten Boden eines ihrer offenen Häuser, oder abends beim Schein eines Öllämpchens.

Nach jeweils einigen Tagen in ein paar der Kulina-Dörfer geht es flußabwärts wieder zurück auf den strömenden Adern des Regenwaldes. Aus der Grandiosität dieser Schöpfung klingt ein immer währender Lobpreis ihres Schöpfers, aus dem Trommeln des Regenwassers, dem Prusten der Fluß-Delphine, dem Zirpen der Zikaden, dem Pfeifen der Zwergaffen und dem Kreischen der geselligen Papageien am Morgen.

Möge Gott seine ihn verherrlichende und uns Demut lehrende Schöpfung erhalten. Und all die Kulturen, die sie bewahren.

Abschließend noch ein paar Worte zur Fortführung unseres Dienstes: Es haben sich im Laufe dieses Jahres so viel Unterstützer unserer Arbeit eingefunden, daß bereits 72% des Wertes erreicht sind, der nötig ist, damit wir noch bis Mitte 2009 so wie jetzt weiterarbeiten können. Das sind schon so erfreulich viel Personen, Gruppen und Gemeinden mit ihrer überaus ermutigenden Bereitschaft, mitzuhelfen!

Je nachdem, wieviel Menschen sich nun bis zum Jahresende noch als weitere Spender einfinden werden, will die Leitung des Hermannsburger Missionswerkes Anfang 2007 endgültig entscheiden, bis wann unsere Arbeit noch finanziert werden kann.

Wer gern mehr und genauere Informationen möchte, findet sie ganz einfach im Internet direkt unter www.mission.de

Mit herzlichen Grüßen
Ihr/Euer Frank Tiss

In **Rundbriefen** berichten Missionare über ihre Eindrücke und Erlebnisse in eigener Verantwortung; das Missionswerk übernimmt lediglich die Vervielfältigung und den Postversand. **Spenden** für die dabei entstehenden Kosten können Sie auf folgendes Konto überweisen: 91 91 91 bei der Sparkasse Celle (BLZ 257 500 01) unter Angabe des *Stichworts* "Rundbriefe" und dem Namen des Missionars. Falls sich Ihre **Adresse** ändert, informieren Sie uns bitte: **Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen**, Rundbriefversand, Postfach 11 09, 29314 Hermannsburg;, Telefon (0 50 52) 69-0 oder Durchwahl 69-240; Fax 69-222, E-Mail s.liebner@elm-mission.net